

Vom Standpunkt des denkenden Ichs aus ist (...) das Alter, mit Heidegger zu reden, die Zeit der Meditation oder, wie Sophokles sagt, die „Zeit des Friedens und der Freiheit“ – der Befreiung von Bindungen, nicht nur an die Leidenschaften des Körpers, sondern auch an die alles verzehrende Leidenschaft, die der Geist der Seele auferlegt, die Leidenschaft des Willens, die da Ehrgeiz heißt.

Hannah Arendt, Vom Leben des Geistes S. 280

Helmut Martens 2026

Alt geworden – und wie nun weiter?

I.

Schriftsteller schreiben immer über sich selbst. Marcel Reich Ranicki hat das einmal gesagt, wenn ich richtig erinnere im Gespräch bei einem seiner literarischen Quartette. Vielleicht hätte er präziser sagen sollen „immer auch“. Sonst aber gebe ich ihm Recht, trotz Albert Camus Einwand, solche geradezu zwangsläufige Abbildung seiner selbst sei *eine der Kindereien, die die Romantik uns vererbt hat.* Immerhin fährt der ja fort, seine, des Schriftstellers Arbeiten *spiegeln*, wenn er sich selbst *in Szene setzt, (...) oft die Geschichte seiner Sehnsüchte oder seiner Versuchungen, doch fast nie seine eigene Geschichte, vor allem dann nicht, wenn sie autobiographisch zu sein behaupten. Kein Mensch hat es gewagt, sich so darzustellen, wie er wirklich ist.* So ist es zu lesen in seinem Essay *Das Rätsel.* Vorher aber hat er auch angemerkt, dass ohnehin *Kein Mensch sagen könne was er sei.* Sein autobiographisches Romanfragment *Der erste Mensch* ist dann aber ein Werk, wie ich kaum ein anderes kenne, in dem ein Autor sich selbst, sein Leben und sein Werden in seiner Welt so unverhüllt gestaltet hat.

Wolfgang Koeppen war, anders als Camus, nicht der stets politisch engagierte Intellektuelle. Er wurde Schriftsteller, Romancier und großartiger Erzähler, weil er kein Handelnder sein wollte in dieser Welt. Er wurde Beobachter, einsam in der Menge. Er hat aber gewusst, dass er als Autor, der sein *Phantasieross* ritt, prinzipiell auf Selbsterlebtes angewiesen war. Seine Erzählung *Jugend* ist von manchen angesehen worden als Autobiographie. In vielen der darin gestalteten Details wird

sie auch Biographisches enthalten, eigenes Erleben in der eigenen Welt. Die Deutung die ihr manche gaben, hat ihr Autor jedoch klar bestritten. Dichtung und Wahrheit, diesen Bezug auf Goethe hat er allerdings vermieden, vermischt sich darin. Er sei *ein gewandter Lügner, das erfordere der Beruf*, hat er gesagt. Länger als ein Jahrzehnt hat er gearbeitet an seiner Erzählung. Ein Roman hatte es werden sollen. Er schrieb viele Stücke kurzer Prosa, wurde so, wie Alfred Estermann geschrieben hat, suchend, findend, sich erfindend *immer intensiver (...)* *zum Zeitzeugen seiner Vergangenheit*. Die Beharrlichkeit seines Verlegers Siegfried Unseld hat es schließlich ermöglicht, dass aus der Fülle seiner Texte, einem *riesigen Steinbruch*, schließlich diese Erzählung geworden ist.

Ich erlebe es eher so, dass Gedanken, aus denen Texte werden, „verdichtet“ oft, und mir so am liebsten, zu mir kommen, mich finden. Neben der Lyrik ist es so der Essay, der mir ganz besonders angelegen ist. Eine literarische Kunstform, die Michel de Montaigne gefunden hat, Philosoph der Spätrenaissance, Vorklärer, einer der vom Weinbau her gewusst hat, was es heißt, zu schmecken, tastend zu probieren. In Essays, so wie er sie verstanden hat, begegnet uns ihr Autor ziemlich unverhüllt. Noch mehr gilt dies vielleicht als in Gedichten, wo er dann doch wieder hinter seinem lyrischen Ich verschwinden kann.

Schreibt ein Autor einen Essay, kommt es nicht darauf an, dass er einfach den Gegenstand seines Interesses hin und her wendet - möglichst auf der Höhe des Wissens seiner Zeit -, sich ihm nähert von verschiedenen Seiten her. In unserer Wissenschaftsgesellschaft hätte er dies in aller Regel wissenschaftlich wohl fundiert zu tun. Den Essay zeichnet aber aus, dass sein Autor zunächst die Motive offenlegt, die ihn zu seiner Wahl dieses Gegenstandes veranlasst haben. Weiter wird er auch darüber schreiben, was die Auseinandersetzung mit dem Gegenstand seines Interesses dann mit ihm macht. Der subjektive Ausgangspunkt jeglicher menschlicher Erkenntnis und die Wirkung des Entdeckens auf den, der darum ringt, sind also stets ein zweites Thema eines Essays. Anders als in jedem Aufsatz aus unserem Wissenschaftsbetrieb geht es nicht um neues, objektiviertes Wissen, vermeintlich objektive Wahrheiten. Zur literarischen Kunstform macht ihn, dass er uns stets daran erinnert, dass wir unsere Lebenswelt erschaffen, letztlich immer auch subjektiv als die unsere haben – und

damit auch unsere Grenzen, die wir nie vergessen dürfen. Kunst und Literatur mit ihrer ganz eigenen ‚Relativitätstheorie‘ sozusagen.

II.

In einigen meiner letzten Essays habe ich immer wieder darüber nachgedacht, dass und wie ich mich am Übergang zu einem weiteren Jahrzehnt meines Lebens erlebe. Gegenstand meines Interesses also ich selbst in meiner Zeit und meiner Welt. Jedenfalls mit ein wenig Glück, so denke ich, könnte es ein solcher Übergang in weitere zehn Jahre nochmals intensiver Auseinandersetzung werden, mit meiner Welt. Mein Nach-Denken gilt so der fortgesetzten Führung und Gestaltung meines In-dieser-Welt-Seins. Geschrieben habe ich darüber unter anderem vor dem Hintergrund meiner Erfahrung, jeweils nach etwa zehn Jahren an neuen Wendepunkten angelangt zu sein. Die wurden stets zu einer Herausforderung, die es zu bewältigen gegolten hat. Der Wendepunkt, um den es in diesem Fall gehen soll, ist aus meiner Sicht, so wie ich sie im Folgenden umreiße, maßgeblich dadurch gekennzeichnet, dass mein arbeitswissenschaftliches und arbeitspolitisches Engagement, langsam an sein Ende gelangt. Immerhin mehr als ein Jahrzehnt über das Ende meiner Erwerbstätigkeit hinaus habe ich es durchgehalten. Nun bemerke ich, dass es mich zusehends erschöpft. Künftig möchte ich vor allem literarisch schreiben.

Aber ich habe in einem dieser Essays auch geschrieben: *Bei meinen nachfolgenden Überlegungen geht es primär um meine eigenen Grenzen als Arbeitsforscher und arbeitspolitisch engagierter Intellektueller.* Es ist mir also um die Grenzen zu tun an die ich gelangt zu sein meine. Von ihnen her ergibt sich mit diesem Essay eine Argumentation für Akzentverlagerungen. Als solche Grenzen sehe ich an: (1) zunehmend verloren gehende Zugänge zu empirischer Forschung, (2) eine zugleich gewachsene Distanz zu meiner ‚Zunft‘ sowie (3) damit verknüpft eine gewisse Erschöpfung meiner Bereitschaft, mich weiterhin mit den Forschungskonjunkturen sowie den theoretischen und methodischen Instrumenten meines Fachs auseinanderzusetzen. Philosophische und literarische Neigungen rücken stattdessen immer mehr in den Vordergrund meines Interesses. Irgendwie vermischen sich so Überlegungen darüber, dass es den über eine lange Zeit hinweg für mich relevanten Weltbezug so nicht mehr gibt, sich also meine Welt

verändert, mit philosophischen Reflexionen dazu, dass es *die* Welt für uns als Menschen gar nicht geben kann. Grundlegende erkenntnistheoretische Einsichten kommen hier ins Spiel. Zugleich reflektiere ich, damit eng verknüpft, Reflexionen über das Elitenproblem. Den Sozialwissenschaftler in mir werde ich bei all dem nicht los. Es geht bei diesem letzten Punkt ja schon wieder um eines der Probleme, die mich als Sozialwissenschaftler in meiner Auseinandersetzung mit Demokratieproblemen zuletzt besonders stark beschäftigt haben.

Meine Überlegungen zu beabsichtigten Akzentverlagerungen ergeben sich ganz wesentlich aus einem Nachdenken über beruflich und nachberuflich erreichte Grenzen. Mit dem wissenschaftlichen Ertrag meiner langjährigen arbeitsforscherischen Bemühungen bin ich gar nicht so unzufrieden, mit denen meines gleichzeitigen arbeitspolitischen Engagements hingegen umso mehr. Ob es wissenschaftlich und philosophisch hinreichend fundiert gewesen ist, muss ich mich folglich immer wieder fragen. Denn die bescheidenen arbeitspolitischen Effekte meiner wissenschaftlichen Arbeit, stets praxisorientiert betrieben, frustrieren mich. Gewiss, das *Forum neue Politik der Arbeit* (FNPA), an dessen Gründung ich 2001 beteiligt gewesen bin, ist immer noch aktiv. Größere Resonanzen, um die wir uns stets intensiv bemühten, konnten wir jedoch nicht erreichen. Weil es mir aber bei meiner wissenschaftlichen Arbeit im Kern stets um solche Resonanzen ging, also darum außerwissenschaftlich in der Gesellschaft wirksam zu werden, erlebe ich meine neuen Freiheiten durchaus ambivalent. Es sind jene neu gewonnenen Freiheiten aufgrund der *Befreiung von Bindungen*, von denen Hannah Arendt spricht, in dem Zitat, das ich diesem Essay vorangestellt habe.

Denke ich über meine bisherigen Überlegungen hinausgehend weiter nach, werde ich auf Leerstellen aufmerksam: *Zum Ersten* erlebe ich die Akzentverlagerungen in meiner Arbeit, hin zum typisch philosophischen Nach-Denken und melancholischen Erinnern, also der nach Kant kennzeichnenden Stimmung für den Philosophen, zwiespältig. Das dürfte sehr viel, mit meinem *Älterwerden* zu tun haben, aber auch damit, dass ich eben kein Philosoph bin – im Sinne des Kantischen Denkers von Gewerbe. *Zum Zweiten* bringt dieses Älterwerden, oder Altgeworden-Sein, sicherlich erhebliche Veränderungen in meinem privaten Lebensbereich mit sich. *Zum Dritten* bemerke ich, dass ich beim

fortgesetzten Blick auf die Zukunft - nicht nur auf meine eigene, die inzwischen ziemlich kurz sein dürfte - kaum über die Grenzen hinaus komme, an die ich bislang gestoßen bin. Es fällt mir zudem immer schwerer, die fortwährenden dramatischen Veränderungen der Welt, in der ich lebe, noch angemessen zu verarbeiten. Bei all dem schließlich bemerke ich schmerzlich, dass ich mit dem Nach-denken auf einen eigenen Zukunftsentwurf hin, wachsende Schwierigkeiten habe. Wie bislang noch immer will ich den aber für mich selbst zustande bringen. Gar nicht erst sprechen muss ich dann noch davon, dass ich den Mangel an öffentlichem Nachdenken über solche Entwürfe im Hinblick auf gesellschaftspolitische Perspektiven noch viel schmerzlicher erlebe. Mit meiner persönlichen *Zeit des Friedens und der Freiheit* ist es also doch nicht so weit her, wie es dasjenige philosophische Denken nahelegen könnte, das dem menschlichen Vermögen des Wollens höchst selten größere Aufmerksamkeit gewidmet hat. Das hat Hannah Arendt in ihrem Buch *Vom Leben des Geistes* sehr überzeugend dargelegt.

III.

Dieser Essay ist in erster Fassung mitten in einer kurzen, sehr produktiven Phase entstanden. In ihr habe ich die Arbeit an drei größeren Manuskripten abgeschlossen. darin ging es mir in eins um Bilanzierungen an der Grenze, an der ich mich angelangt gesehen habe, und um erste, vielleicht noch tastende Schritte, darüber hinauszugelangen. Dass es vielleicht mehrere Grenzen sind, habe ich hingegen noch kaum reflektiert. Jedenfalls habe ich so gut wie gar nicht darüber nachgedacht, dass ich in meinem Leben mittlerweile eine Wegstrecke von immerhin einem dreiviertel Jahrhundert zurückgelegt habe. Ich bin alt geworden. Was das für mich bedeutet, muss in meine Vorstellungen davon einfließen, wie ich das kommende Jahrzehnt gestalten will. Ich muss darüber nachdenken, dass Zukunft für mich selbstverständlich nicht mehr das ist, was sie einmal war – und dass das, was aus mir in diesen fünfundsiebzig Jahren geworden ist, oder was ich darin aus mir machen konnte, eine höchst wichtige Rolle spielen wird für das, was mir vielleicht noch gelingen kann.

Ich will im Folgenden zu meinen persönlichen Perspektiven mit meiner körperlichen Verfassung beginnen. Es geht mir gesundheitlich immer noch bemerkenswert gut. Der letzte Gesundheitscheck Anfang Juni 2023

hat das bestätigt. Ich spüre allerdings deutlich, dass ich zwischen, zumal nach sehr produktiven, arbeitsintensiven Phasen, häufigere und längere Pausen benötige. Ich schlafe also ziemlich viel. Ich unternehme weniger Spaziergänge, so wie sie mir von einigen Jahren fast noch an jedem Abend selbstverständlich gewesen sind – sofern ich nicht schon am Vormittag mit meiner Lebenspartnerin zusammen unterwegs gewesen bin. Und auch diese Spaziergänge mit ihr zusammen werden seltener und fallen kürzer aus. Ziemlich konsequent halte ich derzeit noch an den Besuchen in meiner Muckibude fest. Zwei Mal wöchentlich ist da noch die Regel. Allerdings bemerke ich, ich muss mich gelegentlich dazu auch zwingen, anders als noch vor zwei, drei Jahren, Es erfordert Disziplin. Ganz konsequent bringe ich die nicht mehr auf. Viel zu oft hänge ich vor der Glotze, um mich abzulenken.

Auch geistig beobachte ich Veränderungen an mir. Meine überregionale Tageszeitung lese ich noch halbwegs sorgsam. Mit der Lektüre von sozialwissenschaftlichen oder auch eher politischen Zeitschriften tue ich mich deutlich schwerer. Immerhin gibt es in größeren Abständen schon noch Mal einen Tag, an dem ich mich dazu aufraffe. Aber es stimmt: ich baue augenscheinlich innere Widerstände dagegen auf, mich mit den Zumutungen des *Elends der Welt* umfassend zu konfrontieren, mit den sich gerade jetzt immer höher auftürmenden Problemwolken also. Stattdessen werde ich mir immer klarer über etwas, was ich philosophisch seit langem weiß. Es gibt die Welt nicht. Es gibt sie nicht für mich. Genauso wenig gibt es sie für irgendeinen anderen. Es wird sie für uns Menschen niemals geben. Prinzipielle, erkenntnistheoretisch gut begründete Schranken stehen dem entgegen. Für jemanden wie mich, der sich stets von wissenschaftlichem Drang nach Erkenntnis in der Absicht hat treiben lassen, orientierendes Wissen zu erzeugen, zumindest weiterführende Fragen beizusteuern für das politische Wollen in unserer Gesellschaft, mag das nicht gut auszuhalten sein. Doch erst meine persönlichen Erfahrungen mit dem Älterwerden lassen mich diese prinzipiellen Grenzen zunehmend deutlicher spüren – und etwas gelassener damit umgehen. Hautnah aber empfinde ich das als schmerzlich, als Begrenzung von wissenschaftlicher Neugier, die mir früher selbstverständlich war. Will ich ihr immer noch gerecht sein, stellt sich wiederum die Frage nach Selbstdisziplin – altersbedingt verschärft.

Sogar die Lektüre von Büchern hat nicht mehr den alten Stellenwert. Immerhin ich nehme mir immer wieder neue Bücher zur Lektüre vor, denke derzeit aber auch, dass bisweilen welche zur Ablenkung dabei sein dürfen. Gelegentlich stoße ich auch darauf, dass ich bestimmte, früher gelesene nun mit Gewinn von Neuem lese – und deshalb auch manche andere nochmals neu lesen sollte. Öfter als früher ertappe ich mich auch bei Tagträumen, bei denen es allzu oft um das Gleiche geht – um durchaus zweifelhafte Vorstellungen von Glück. Oder aber ich hänge weit zurückliegenden Erinnerungen nach, vorzugsweise solchen aus frühen Kindheitstagen. Davon träume ich nachts inzwischen öfter, oder ich habe sie des Morgens beim Aufwachen im Kopf. Ich denke, all dies sind Merkmale des Älterwerdens, nichts Besonderes bei mir, vielmehr ziemlich allgemein. Um psychomentale Prozesse handelt es sich hier. Man sollte sie möglichst bewusst vollziehen. So kann man sie vielleicht ein wenig steuern. Entgehen aber kann man ihnen ziemlich sicher nicht. Es geht um das, was Denis Diderot im Alter von ca. sechzig Jahren ausdrücken wollte, als er schrieb, in diesem Alter sei es angemessen im Lehnstuhl zu sitzen und zurückzublicken auf sein Leben. Jedenfalls solle man sich nicht täuschen, oder gar lächerlich machen. Man könne sich nicht weiterhin einmischen in das soziale und politische Leben seiner Zeit wie jahrzehntelang zuvor – und wie hat der sich eingemischt. Noch in seinem letzten lebensjahrzehnt nach dieser eben zitierten Bemerkung hat er sich keineswegs zurückgelehnt in seinem Lehnstuhl! Nun ist es sicher so, dass wir uns heute mit siebzig Jahren noch nicht so alt fühlen, wie er das seinerzeit schon mit sechzig Jahren tat - so wie die meisten Menschen seiner Zeit, sofern sie dieses Alter überhaupt erreichten. Doch als ‚jungen Alten‘ erlebe ich mich heute nach mehr als 75 Lebensjahren immer weniger.

Soweit also diese knappen erfahrungsgestützten Überlegungen zum Älterwerden – und dazu, in meinem bisherigen bewusst geführten Leben immer wieder erfolgreich gescheitert zu sein. Sie haben mich motiviert die Zwischenbilanz eines Anderen neu zu lesen. ich habe so Konstantin Weckers *Kunst des Scheiterns* neu zur Hand genommen – dieses Mal verknüpft mit einigen Exzerpt-Notizen und Überlegungen. Hier komme ich allein unter dem Aspekt des Alt-geworden-Seins ausführlicher darauf zu sprechen. Ein Vergleich schärft den Blick auf sich selbst.

Ich denke, ich unterscheide mich hier deutlich. Wenn Wecker schreibt, *altern ist eine Katastrophe* – und dies nach gerade einmal 58 Lebensjahren, - ist mir das sehr fremd. Zum einen habe ich bis zum Ende meiner Erwerbstätigkeit mit 63 Jahren das Älterwerden als so etwas wie eine einschneidende Erfahrung überhaupt nicht erlebt – und eigentlich auch noch nicht in den folgenden sieben Jahren. Zum Zweiten hat ich meine verstärkte Beschäftigung mit einigen der großen philosophischen Köpfe, für die ich nach Ende meiner Erwerbstätigkeit endlich die erforderliche Zeit gefunden habe, ein deutlich anderes, gelasseneres Umgehen mit dem Älterwerden gelehrt. Zum Dritten schließlich ist für mich zunächst einmal prägend geblieben, dass ich mich bis zu Beginn der letzten Dekade immer sehr darum bemüht habe, Kontinuitätslinien aus 38 Jahren im Beruf nicht abreißen zu lassen. Ganz in dieser Kontinuität bin ich vielmehr mein erstes Zehnjahresprogramm nach deren Ende angegangen. Die massive Erfahrung, alt geworden zu sein, habe ich erst danach gemacht, im Grunde erst in den letzten zwei, drei Jahren – und zwar nach und nach, nicht etwa ausgelöst durch ein Ereignis, das ich als einschneiden empfunden habe.

Ich habe also ‚mit der Zeit‘ gemerkt, wie mir so etwas wie die *Leichtigkeit des Seins* abhandenkam – oder, vielleicht prägnanter in meinem Fall: mir ist ein ganz allmählich spürbarer Prozess des Alterns angesichts einer über lange Zeit immer noch ungebrochenen Verfolgung meiner Ziele zunehmend bewusst geworden. Nie aber würde ich so wie Wecker sagen, dass mir nun *das eigene Alter wie ein Mühlstein um den Hals hängt*, oder gar, dass nun deshalb *die Geister der Vergangenheit Karneval* feiern. Sicherlich, ich blicke inzwischen vermehrt zurück, das habe ich oben ja schon angedeutet. Ich tue dies aber, ohne dass ich so etwas wie den *Prankenhieb der Nostalgie* spüren würde. Ich erinnere das Glück meiner frühen Kindheit, für das meine Eltern allerdings, deutlich anders als bei Wecker, die geringere Rolle spielten. Vor allem aber denke ich immer wieder darüber nach, worin die Gründe für mein späteres, wiederholtes erfolgreiches Scheitern gelegen haben. Im Vordergrund steht so nicht ein Blick auf Erfolge und Misserfolge beim Versuch der eigenen Selbstverwirklichung als Künstler. Mich treibt vielmehr die Frage um, weshalb ich mit meinen so beharrlich und durchaus ertragreich verfolgten arbeitsforscherischen Zielsetzungen arbeitspolitisch gescheitert bin. Mich beschäftigt die Herausforderung zu einer wenigstens partiellen Verbesserung unserer gesellschaftlichen

Verhältnisse. Alt geworden, frage ich mich, was ich denn in Hinsicht auf diese Zielsetzung noch tun kann – oder was mir inzwischen zunehmend nicht mehr möglich ist.

Selbstredend hat das alles auch eine sehr persönliche Dimension; und selbstverständlich gehören zu der auch weitere Aspekte. Es hat ja seine Gründe, wenn ich mittlerweile bei so mancher Gelegenheit sehr gerne Goethes Sechsteiler zitiere: *Gerne der Jugend gedenk ich, / da alle Glieder gelenkig, / bis auf eins. / Nun zieht mich das Alter nieder / uns steif sind alle Glieder / bis auf eins* – freilich nicht ohne hinzuzufügen, dass Goethe noch im Alter von 75 Jahren um die Hand einer 19-jährigen angehalten hat, also mit diesen sechs Zeilen wohl auch ein wenig kokettiert. Aber ich kann auch viel mit dem Satz anfangen: *In der Jugend richtet sich aller Geist auf die Liebe. Im Alter richtet sich alle Liebe auf den Geist*. Der steckt ja nicht zuletzt in dem diesem Essay voran gestellten Zitat. Dabei bemerke ich an mir, dass ich auf den mir wichtigen nachberuflichen Feldern, einerseits mit wachsender Effizienz arbeiten kann, andererseits aber zunehmend weiter davon entfernt bin, immer noch ausgesprochen exzessiv arbeiten zu können – wenigstens phasenweise. Das gilt also dort, wo der Kern meiner langjährig erworbenen Kompetenz liegt, aber auch für Bereiche, die ich mir von Neuem und nun intensiver erschlossen habe, also der Philosophie, oder in die die ich mich fortgesetzt weiter und besser vertiefe, also das literarische Schreiben.

Ich denke auch, das vorläufige Resümee einer Italienreise gehört hierher, die ich im Mai 2024 gemeinsam mit meinem älteren Sohn Malte unternommen habe. Italien, das ist für mich, nicht so sehr viel anders als für Wecker, so etwas wie ein ‚Sehnsuchtsland‘ gewesen. Schon am Ende meiner Schulzeit, dann aber vor allem um das Ende der 1970er Jahre ist dieses Land eng verknüpft mit Aufbrüchen in mein Leben. Für eine begrenzte Zeit wurde es das Land meiner Träume. Damit hatte ich mich auf dieser Reise noch einmal konfrontieren wollen. zugleich hatte ich gehofft, meinem Sohn vielleicht ein wenig von dem Geist des Aufbrechens vermitteln zu können, der mich seinerzeit erfasst hat. Im Ergebnis konnte ich nach unserer Rundreise sagen: mich hat sie zunächst einmal körperlich deutlich mehr angestrengt, als ich erwartet hatte. Das entspricht dem oben Geschriebenen. Zum Zweiten hat sich die Konfrontation mit alten Erinnerungen für mich gelohnt - erst in

Vorbereitung auf die Reise und dann während der dreieinhalb Wochen verknüpft mit neuen sinnlichen Erfahrungen. Vor allem aber haben die mich nachdenklich gemacht. Vieles erscheint in neuem Licht – nicht nur wegen der Veränderungen in den letzten vierzig Jahren, gerade auch in diesem Land. Aus meinem Reisetagebuch und einigen älteren Erinnerungstexten, konnte sich so, etwa ein Jahr nach dieser Reise eine erste kürzere Erzählung schreiben, in der ich weiter vertiefte Überlegungen dazu gestaltet habe. Auf meine Homepage hat sie es geschafft.

Auch für den Dialog mit meinem Sohn war die Reise nicht so übel. Aber mit den Impulsen, auf die ich im Stillen gehofft hatte, ist das so eine Sache. Das gilt zum einen im Hinblick auf die beiden beteiligten Personen - vielleicht in erster Linie in Bezug auf meinen Sohn, sicherlich aber auch im Hinblick auf mich selbst. Vor allem aber gilt es angesichts der im Verlauf von über vierzig Jahren eben ziemlich grundlegend veränderten Zeitläufte. Der seinerzeit neoliberal begonnene und inzwischen zunehmend rechtspopulistisch forcierte Traum eines ökonomisch wie wissenschaftlich-technologisch begründeten stetig wachsenden *Überflusses, einer ewigen Gegenwart, einer Zukunft, die nichts verspricht und genau deshalb ihre Versprechen halten wird*, wie der italienische Schriftsteller Antonio Scurati zutreffend schreibt, hat unsere Welt verändert. Heute mögen solche Versprechen einiges von ihrem Glanz verloren haben. Aber es ist Enrico Berlusconis Italien gewesen, in dem es damit begonnen hat, dass autokratische Herrschaftsformen die Demokratie nach und nach geschwächt und zersetzt haben. Der Auftrieb von Rechtspopulisten, nahezu allenthalben, konnte hieran anknüpfen. Wir haben das vor allem in den letzten zehn Jahren schmerzlich erlebt. Er lebt inzwischen in einer wachsenden Zahl der Staaten der atlantischen Zivilisationsgemeinschaft von einer systematisch geschürten Angst. Es ist die Angst derjenigen, die die Drohung spüren, von dem fragwürdigen Fortschritt abgehängt zu werden, der da immer noch versprochen wird, oder die bemerken, wie der Anschluss daran ihnen schon verloren geht. Ihnen dämmert, dass das „Weiter-So“ zutiefst fragwürdig ist. Dennoch klammern sie sich eben daran fest. Oder sie sehnen sich nach einer Vergangenheit die sie im Rückblick geradezu verklären. Nostalgie!. Sie suchen einfache Antworten, und werden augenscheinlich leicht dazu verführt, die Schuld an wachsenden Unsicherheiten, ihrer misslichen Lage. denen

zuzuschieben, die fordern und endlich damit beginnen wollen, die schwierigen Schritte in Richtung auf eine ökosoziale Transformation ernsthaft anzugehen. Die Impulse meiner frühen Aufbruchsjahre meinem inzwischen immerhin auch schon vierzig Jahre alten Sohn zu vermitteln, das erwies sich angesichts solcher Verhältnisse als nicht so leicht. Allenfalls in sehr engen Grenzen dürfte ich es vielleicht geschafft haben.

Zwei Jahre später, im Herbst 2025 ist es mir schließlich gelungen, mich in einer weiteren Erzählung über eine nunmehr fiktive Reise in mein früheres Sehnsuchtsland – vielleicht nunmehr tatsächlich *als gewandter Lügner*. selbst noch einmal auf die Suche nach der eigenen verlorenen Zeit zu begeben. Meine Erzählung *Weiter – kein Ende also – doch wohin?* verknüpft entlang einer kurzen Reise – sieben Tage im Herzen Italiens - auf verschiedenen zeitlichen Handlungsebenen nachdenklich-reflektierende Erinnerungsprozesse ihres Protagonisten Jonas. Seine Reise beginnt in einem ehemaligen päpstlichen Zollhaus, nahe des Trasimenischen Sees. In Umbrien. An der Grenze zur Toskana vermischen sich für ihn historisch-philosophische Reflexionen mit persönlichen Erinnerungen. Von hier aus ist von einer der ersten Hochkulturen Europas Rom als etruskische Stadt gegründet worden, Rom, das diese Kultur später sozusagen verschluckt hat. Hier hat mit dem zweiten punischen Krieg einer der ersten großen bipolaren Hegemonialkriege stattgefunden, die seither unsere Menschheitsgeschichte geprägt haben und heute von Neuem drohen. Hier hat zu Zeiten der Renaissance der Aufbruch in unsere Moderne begonnen. Michelangelo und Goethe haben in diesem Zollhaus auf ihren Wegen nach Rom übernachtet. Renaissance und Aufklärung begegnen einem hier. Nach der Nacht des zwanzigsten Jahrhunderts hat insbesondere die deutsche politische Linke für kurze Zeit hier im Herzen Italiens ihr Traumland zu finden gehofft.

In meiner Erzählung verknüpfe ich hoch ambitionierte Ziele eines politisch engagierten Intellektuellen mit denen einer Familiengründung und zugleich seiner Etablierung als erfolgreicher Sozialwissenschaftler. Nun ist er ein alt gewordener Mann. Angesichts längst verblasster Träume blickt er in Zeiten tiefer politischer Umbrüche zurück auf sein erfolgreiches Scheitern als Wissenschaftler. Er kann die Möglichkeit ja nicht mehr ausschließen, dass aus dem neuen Rom jenseits des Atlantiks, aus der dort zu Beginn unseres demokratischen Projekts der

Moderne entstandenen, längst schon oligarchisch regierten Republik gerade ein diktatorisch regiertes Land werden könnte. Alt geworden kann er sich dazu kaum mehr anders, denn als stiller Beobachter verhalten. Zugleich sieht er sich mit der Frage konfrontiert, ob sich aus der Anhäufung von Scherben seines privaten Lebens nicht doch noch ein Ganzes gewinnen lässt. Die Frage lautet, wie er in solcher Lage sein Leben weiterhin bewusst führen und die Kraft finden kann, angesichts einer immer noch offenen Zukunft unserer Pflicht zur Zuversicht zu entsprechen

Von dieser noch unveröffentlichten Erzählung wieder zurück zu mir. In Summe erlebe ich das Alt-geworden-Sein, über das ich hier gerade ein wenig nachdenke, mit einiger Gelassenheit. Mein Hauptproblem ist eine offene Frage. Sie stellt sich für mich angesichts (1) der gewachsenen Einsicht in die immense Höhe der früher selbstgesteckten Ziele – zu der es gehört, zu sehen, dass andere vor mir, die auch nie erreicht haben -, (2) der veränderten äußeren Umstände, die sie zunehmend immer noch schwerer erreichbar erscheinen lassen, sowie (3) spürbar veränderter persönlicher Leistungsfähigkeit. Es geht darum, welche Ziele ich mir nun noch setzen sollte. Zugleich denke ich zunehmend darüber nach, dass ich meinen bisherigen Zielen, die mit Beruf, vielleicht Berufung zu tun hatten, in früheren Jahrzehnten immer nur unter Vernachlässigung meines privaten Lebensbereiches nachgegangen bin, vielleicht auch nur so nachgehen konnte. Die Leidenschaft, mit der ich sie ungebrochen weiter verfolgt habe, auch noch im letzten Jahrzehnt, mag so auch etwas zu tun gehabt haben mit dem, was mir da verloren ging. Dann wäre sie also auch Kompensation gewesen.

Wenn es mir nun definitiv nicht mehr länger möglich ist, die alten Ziele so weiter zu verfolgen wie bisher, dann rückt das, was ich dahinter vernachlässigt habe, wieder stärker in den Vordergrund. In Teilen mag es nun verknüpft sein mit Ratlosigkeit und Frustration. Nach den Gesprächen mit meinem älteren Sohn und der Weise, in der ich ihn erlebt habe, mischt sich dazu allerdings auch größere Gelassenheit und Toleranz gegenüber anderen Lebensentwürfen als dem meinem – auch vor dem Hintergrund von mancher Hybris, die ich in den eigenen frühen Vorstellungen habe entdecken müssen. Ich denke das umreißt recht gut meine Lage. Doch von so etwas wie einer beschwingten Melancholie bin ich weit entfernt.

IV.

Die Frage nach Zukunft ist vor dem Hintergrund, den ich hier umrissen habe, eine andere als zu früheren Zeiten. Allgemein formuliert gilt das natürlich nicht. Da ist sie schlicht offen, unbeschadet aller Bedingtheiten, die wir Menschen selbst in unserer Geschichte produziert haben, so wie ich die für mich in meinem eigenen Leben – unbeschadet der multiplen Krisen und Krisendrohungen, die wir alle heute vor Augen haben. Angesichts dieser Einsicht, wissenschaftlich wohlbegründet, gilt also Joachim Ringelnatz humorvoller Satz *Alles Zukunftsserraten / Ist wie gemalter Braten*. Der freilich insinuiert zugleich, dass wir Menschen immer wieder nach der gerne zitierten Maxime in die Zukunft blicken, dass es schon immer gut gegangen sei, wir das also auch für die Zukunft annehmen wollen. Aber es gilt doch eher, was Joachim Schumacher 1936 im Französischen Exil zu seinem Buch *Die Angst vor dem Chaos. Über die falsche Apokalypse des Bürgertums* geschrieben hat:

Die Zukunft ist nicht ein Etwas hinter dem Horizont, das auf uns wartet. Die Zukunft sind wir, du, ich, viele andere, unsere Müh' und Möglichkeit. Jeder von uns ist mitverantwortlich, trägt Schuld daran, dass die sogenannten ‚Verantwortlichen‘ die verführenden ‚Führer‘ und ‚Herren‘ dieser Welt immer unverantwortlicher werden, Denn jeder von uns bestimmt mit seinen Taten oder Untaten, Meinungen und Verneinungen die Geschicke unserer Zeit und Zukunft.

Der Hegelmarxismus, der in seinem Buch auch noch zu finden ist, wenig überraschend, liegt mir fern. In einem Nachtrag zu dem Titel *Hegel heute* aus dem Jahr 1970 – den Satz *Hic Korcula, hic salta!* hat Schumacher ihm seinerzeit vorangestellt – betont er freilich, dass beim späten, reifen Hegel *das fast mechanische Geklapper der dreitaktigen Begriffsmühle* aufhöre.

Schumachers eben zitierter Beurteilung entsprechend habe ich ein Berufsleben lang zu leben und zu handeln versucht - und sei es auch nur einem Bild entsprechend, wie es der Weltsystemanalytiker Immanuel Wallerstein der Chaostheorie entlehnt hat. Ihm zufolge können wir alle, gleichsam als *kleiner Schmetterling*, vielleicht doch zu einem großen Klimawandel, den er hier wohl politisch meint, beitragen. Gleichwohl fällt es mir schwer, nun erkennen zu müssen, dass ich mich als noch weniger handlungsfähig erfahre, als ich es früher schon gewesen bin.

Beunruhigend ist, dass ich – belehrt durch das Denken des Linksnietzscheaners Albert Camus – längst einsehen musste, dass wir allenfalls vorübergehende Erfolge erringen können. Da ist gegenwärtig die Verknüpfung von (1) der Erkenntnis multipler Krisenentwicklungen, die uns wirklich dem Ende unseres Anthropozän näher bringen könnten, also sozusagen der endgültigen Niederlage und (2) der Einsicht, dass es nicht um ein Ende unserer Vorgeschichte (Marx) sondern immer nur schlicht die, vielleicht etwas bessere Fortsetzung unserer Geschichte (Camus) gehen kann und muss. Als Ganze werden wir die, einschließlich ihres ungeheuer langen evolutionären Vorlaufs nie vollständig erkennen. Erst danach geht es (3) um die immer deutlicher spürbaren persönlichen Grenzen.

All das könnte ganz gut dazu geeignet sein, einen gefährlich in die Nähe zu der erklärten Politikferne der Philosophie Friedrich Nietzsches zurückzuführen! Auch der Linksnietzscheaner Camus, der die Dienstpflicht an der eigenen Zeit stets betont und vorbildlich gelebt hat – eben mit der Aufforderung, dass wir uns Sisyphos als glücklichen Menschen vorstellen sollten -, lässt in einigen seiner späten Texte erkennen, dass linksnietzscheanisch eben immer auch ein wenig Nietzscheanisch heißt. Das Denken des so gegenüber dem Ungeheueren der Welt so bewusst apolitischen Nietzsche bleibt so doch eine Grundlage seines eigenen Denkens. Soziologisch betrachtet würde dem entsprechen, dass diejenigen, die sich heute Politik als Beruf zuwenden und so radikal auf eine immerhin bessere Gestaltung der Welt aus sind – sozusagen von *Demokratie als Revolte* getrieben - zugleich um den Fortgang des Lebens auf dieser Erde aus sein müssen. Dabei aber bleiben auch sie in die Zwänge systemisch gewordener Prozessstrukturen eingebunden, die die Systemtheorie letztlich ideologisiert.

Für die Frage nach meiner persönlichen Zukunft, also im Hinblick auf diesen winzig kleinen, aber für mich, wie für jeden Einzelnen höchst wichtigen Ausschnitt aus dieser großen Offenheit, in der ich gleichwohl immer wieder Einfluss zu nehmen versucht habe, und sei es eben als dieser Schmetterling, ist solches Nachdenken folgenreich. Grundsätzlich gilt unverrückbar die Feststellung von der Zukunftsoffenheit. Es gibt viel zu viele Unsicherheitsfaktoren. Alles kann völlig anders kommen, als man es sich vorgestellt hat. Hans Magnus Enzensberger hat dazu mit seinem Text vom *Blättertortmodell der Zeit* ein durchaus interessantes

Gedankenmodell angeboten. Es hat ihn bei seinen *Seitenblicken in Poesie und Prosa auf die Elixire der Wissenschaft* vor gut zwanzig Jahren dazu geführt, folgendes zu schreiben: Es sei durchaus denkbar, dass der gegenwärtig eher abgehalfterte Marxismus eines Tages wieder aktuell werden könne. Das Buch des Historikers Sven Beckerts über den *Kapitalismus als Geschichte einer Weltrevolution* könnte auf zunächst einmal intellektueller Ebene gerade dazu beitragen. Politisch aber sind es in unserer Gegenwart, bald fünfundzwanzig Jahre nach Enzensbergers Essay, national-chauvinistische und imperialistische Vorstellungen, präziser vielleicht wieder einmal „Männerphantasien“, die unsere Welt bedrohen – durch und durch herrschaftlich gedachte Träume, die wir ein für alle Mal für erledigt gehalten haben mögen, nachdem wir Menschen die ‚Nacht des zwanzigsten Jahrhunderts‘ glücklich überstanden hatten.

Ganz konkret und sehr persönlich gilt für mich und mein Leben inzwischen die launische Bemerkung von Karl Valentin: *Die Zukunft ist auch nicht mehr das, was sie einmal war*. Völlig unstrittig ist die eigene Zukunft mittlerweile jedenfalls recht überschaubar kurz. Weiterhin ist mir in meinem weit fortgeschrittenen Alter die Macht der biologisch, sozial und politisch gesetzten Bedingtheiten sehr viel bewusster, die auf unserer prinzipiell weiterhin offenen Zukunft lasten. Am greifbarsten gilt das für jeweilige persönliche Lebensplanungen. Der erste oder auch der zweite Plan, die zum Beispiel ich mir in früheren Jahren gemacht haben mag, haben sich oft sehr rasch erledigt. Mit Plänen ist das eben so eine Sache. Aber ich habe da sicherlich an manchen Weggabelungen mehr als nur eine Vorstellung von der eigenen Zukunft gehabt. Man macht sich also einen Entwurf – jedenfalls dann, wenn man den Anspruch an sich selber hat, sein Leben bewusst zu führen. Dann aber kommt es anders. Auch da blickt man im Alter sicherlich sehr viel eher gelassen nach-sinnend zurück, als dass man im Blick nach vorne noch großartige unterschiedliche Pläne anstellen würde. Michel Foucaults Überlegungen zu Freiheit und Selbstsorge, in einem Interview kurz vor seinem Tod im jungen Alter von 58 Jahren formuliert, sind vor diesem Hintergrund im April 2023 zu meiner Lektüre geworden.

Ich denke nicht zuletzt um solche Überlegungen, wie er sie seinerzeit angestellt hat, muss es mir im Folgenden gehen. Aber einigermaßen solide fundiert kann ich diesen Fragen nur nachgehen, wenn ich mir

zuvor klar darüber geworden bin, was für mich vor dem hoffentlich nächsten Jahrzehnt eigentlich daraus folgt, dass ich alt geworden bin. Einen wichtigen Schritt dazu habe ich in der ersten Fassung dieses Essays getan. Vor diesem Hintergrund kann ich mich nun erneut ganz nüchtern fragen, was ich mir für mein nächstes Lebensjahrzehnt noch vornehmen will – einerseits sozusagen nachberuflich, inzwischen vornehmlich philosophisch und vor allem literarisch, andererseits aber auch privat.

Was die nachberufliche Seite meines Lebens anbelangte, dachte ich meine autobiographisch motivierten Rückblicke mit meinen zwei literarischen Buchmanuskripten im August 2023 bis auf weiteres abgearbeitet haben. Die Arbeit an einem größeren Lyrik-Band, begonnen sieben Jahre zuvor, habe ich damals ebenfalls vorläufig abgeschlossen. Ich entschied mich, mir dafür keinerlei Zeitdruck mehr zu machen – und ich habe die Arbeit daran relativ entspannt enden lassen und das Manuskript vorläufig abgeschlossen. Seither habe ich aber doch wiederholt an dem umfänglichen Manuskript gefeilt, Gedichte überarbeitet oder ausgetauscht. Unter dem Titel *Sturm-Wind-Zeit und das rettende Geländer der Poesie* umfasst das Manuskript inzwischen 144 Gedichte in 12 Abteilungen, eingefasst von zwei Essays. Vielleicht bringe ich die Arbeit in diesem Jahr endlich zu einem Abschluss, der mich zufrieden stellt.

Für die beiden anderen Manuskripte galt 2023: bei einem Romanversuch, in dem ich seinerzeit auch autobiographische Motive verarbeitet habe, habe ich vor meiner Italienrundreise noch eine leise Hoffnung gehegt, dass ich einen Verlag dafür finden könnte, der etwas mehr Chancen auf öffentliche Resonanz bieten könnte als der *Verlag Dortmunder Buch*. Inzwischen habe ich mir das abgeschminkt. Er liegt sozusagen ‚auf Halde‘. Für mein zweites Buchmanuskript – eine Auseinandersetzung mit dem literarischen Werk und dem Denken von Stanislaw Lem - begonnen im Lem-Jahr 2021 und dann in den Corona-Zeiten liegen gelassen - hätte ich Veröffentlichungschancen vermutlich nur bei diesem kleinen Verlag gehabt. Mehrere Texte, die mich zu diesem Manuskript inspiriert hatten, habe ich immerhin im Rahmen eines Online-Projekts des *LiteraturRaum DortmundRuhr* veröffentlichen können. Drei Texte daraus, zwei Essays und eine Erzählung werden bald in zwei Anthologien des Literaturpodiums NRW erscheinen. nun in

In den beiden letzten Jahren habe ich nicht nur an literarischen oder lyrischen Texten in der eben angedeuteten entspannten Weise weitergearbeitet. Im November 2024 ist mir klar geworden, dass ich trotz der erkennbar zunehmend verschärften multiplen Krisendrohungen und Krisen der Zeit deutlich zu entspannt gewesen bin. Ökologisch, Ökonomisch, sozial und politisch haben sich die Entwicklungen weiter zugespitzt. Die Präsidentschaftswahlen in den USA und das Ende der Ampel hier haben den Sozialwissenschaftler in mir neu aufgerüttelt. Zu dem weiter andauernden, mörderischen Angriffskrieg Putins gegenüber der Ukraine ist seit dem Terrorüberfall der Hamas auf Israel die dramatische Entwicklung im Nahen Osten hinzugekommen. Meine in Teilen autobiographisch motivierten Rückblicke mochte ich vorläufig abgearbeitet haben. Im Blick aber auf eine nun nochmals ungleich bedrohlichere Zukunftsentwicklung sah ich mich herausgefordert, das, was sich da zusammenbraute, noch einmal besser zu verstehen.

Also habe ich im Jahr 2025 kaum an meiner oben erwähnten Erzählung *Weiter – kein Ende also – doch wohin?* gearbeitet. Ich habe vielmehr mit einer Energie, die ich mir kaum mehr zugetraut hätte, zwei neue Essaybände geschrieben – überwiegend philosophisch-politische Essays, aber auch einige zu Literatur und Kunst, jedenfalls Essays, die gleichermaßen als eine literarische Kunstform gelten. Darin geht es zum einen um den *Furor vermeintlich grenzenloser Macht*, zum anderen um meine Überzeugung, dass wir nur *in der Revolte* gegen das Elend der Welt *ihren Glanz entdecken* und genießen können. Diese Arbeit war eine große Kraftanstrengung. Bei ihr ging es also zunächst einmal um das bessere Verstehen, dessen, was geschieht. Schreiben also, in den Worten von Christa Wolf *als ein Vorgang, der das Leben unaufhörlich begleitet (...)* *als Möglichkeit, intensiver in der Welt zu sein, als Steigerung und Konzentration von Denken, Sprechen, Handeln*. Ob es Ergebnisse hervorbringen würde, *die man drucken kann* - und für die ich zuvor einen mir geeignet erscheinenden Verlag finden müsste, war für mich zunächst von nachgeordneter Bedeutung.

Wolfs Gedanken machte ich zu meinem. Die Wissenschaft habe ich zu meinem Beruf gemacht, das Erfordernis, sie stetig philosophisch weiter zu fundieren zu spät erkannt. Literarische Neigungen, vielleicht auch Begabungen, ein wenig immerhin, habe ich noch später wiederentdeckt - und dann damit begonnen, ihnen nachzugehen. Die produktive, immer

noch kreative Auseinandersetzung mit meiner Welt war für mich entscheidend.

V.

Eines kann ich - nach der Fokussierung der letzten Monate des Jahres 2023 und dann der nächsten beiden Jahre - sagen: ich sehe mich bestätigt. Warum soll, was Joachim Schumacher über einen der ganz Großen geschrieben hat, über Leonardo, dessen *Verbindung von Kunst und Philosophie* (...), die den Titel und die Melodie seines Buches ausmacht über diesen *Gigant(en) seiner Zeit und Gesellschaft* (...) *ähnlich wie Shakespeare oder Goethe*, ja zu einem, *nicht nur disproportioniert zu seiner Epoche sondern zu jeder anderen*, nicht auch für Durchschnittsmenschen orientierend sein können, wie ich einer bin. Was Leonardo angetrieben habe zu größter Leistung, das sei gewesen, *was keiner ihm auftrug; und was ihm aufgetragen, leistete er seinen Ansprüchen gemäß, hauptsächlich, weil er nur ein Glück kannte und wollte, das Produktionsglück.*

Wenn ein anderer, Camus, schreibt, dass unsere industrielle Gesellschaft, *den Weg zu einer Kultur nur bahnen werde, wenn sie dem Arbeiter seine Würde als Schöpfer zurückgibt, d. h. wenn sie sein Interesse und seine Gedanken ebenso auf die Arbeit wie auf ihr Produkt lenke*, dann geht es ihm exakt um diesen Punkt. Was mich innerlich antreibt, mag ja immer noch so etwas sein, wie eine schwache Resthoffnung, so etwas wie einen ‚größeren Wurf‘ hinzubekommen – ganz entgegen aller Camusianisch gewonnenen Einsicht, dass einem das, was man so erreichen will, niemals ganz gelingen, der Stein immer wieder zu Tale rollen wird. Wichtiger aber ist am Ende doch die *Steigerung und Konzentration von Denken, Sprechen*, vielleicht auch immer noch *Handeln*. Vor meiner Italienrundreise habe ich mich gefragt, wie gut ich in der Lage sein würde, das fortzusetzen, wenn ich meine Hoffnungen auf größere Resonanz definitiv aufgeben müsste, ob mir dann meine Homepage ausreicht. Die Absagen der angeschriebenen Verlage – immerhin haben sie sich gemeldet – hat mir zuletzt deutlich weniger zugesetzt als befürchtet, immerhin. Inzwischen fühle ich mich fast ein wenig befreit – von der *Leidenschaft des Willens, die da Ehrgeiz heißt*. Vielleicht kann man als unbekannter Literat so immerhin auf seinem Weg in die Richtung vorankommen, von der Camus gefordert

hat, dass eine Gesellschaft sich als Ganze dahin bewegen solle. Mir bleibt mein Scheiben in einer Art Kleinkunstszene.

Diese Kleinkunstszene hier in Dortmund, in der ich mich in den letzten Jahren ein ganz klein wenig umgetan habe, ist mir sympathisch, aber Lesungen dort reizen mich nicht wirklich. Allerdings muss das nicht so bleiben. Es ist gut möglich, dass das die letzte verbleibende Option für immerhin ein ganz klein wenig Resonanz werden wird. Aber mein Blick liegt aus derzeitiger Sicht eher auf schwachen Hoffnungen im Zusammenhang mit den eben erwähnten jüngsten Manuskripten. Die Erstfassung einiger weniger Essays aus den beiden erwähnten Bänden steht mittlerweile auch auf meiner Homepage. Zugleich schreibe ich weiterhin literarisch. Mein Ehrgeiz ist hier darauf gerichtet, in der absehbaren Zukunft - und wiederum zuerst und vor allem und erst einmal für mich – neu und anders zu schreiben. Worauf ich mich in der näheren Zukunft literarisch schreibend, 'werfen' will, ist da freilich noch sehr offen. 2023/24 gab es im *LiteraturRaum DortmundRuhr* zum Beispiel die Anregung zu einer gemeinsamen Fußballanthologie aus Anlass der EM 2024 hier in Deutschland. Aber aus dem Projekt ist nichts geworden. Mich persönlich hat es zu einer gezielten Erweiterung literarisch-satirischer Kurzprosa und Lyrik inspiriert, mit der ich zuvor begonnen hatte. Angespornt durch einen guten Freund ist so im Frühjahr 2024 der kleine Band *Unser Fußball- Spiegel der Welt – unser Spiel* entstanden.

Es nimmt eben kein Ende: weder mit den Krisen, noch mit unseren menschlichen Leidenschaften – ob man sich nun der Politik zuwendet, der schillernden Blase des Profifußballs, oder den wechselnden Konjunkturen meiner Wissenschaft. Nach Abschluss der Arbeit an der Erzählung, der ich in ihrem Anhang, neben einigen philosophischen Thesen diesen Essay angehängt habe, habe ich aktuell wieder einmal keinerlei genauere Vorstellungen. Am Ende eines arbeitsintensiven nachberuflichen Jahrzehnts im Zeichen von Sicherheit und verbesserter Fundierung alter Arbeitsstränge habe ich mein nächstes größeres Thema noch nicht gefunden. Ich sehe mich, aus einem begonnenen Übergang zu vorwiegend literarischen Themen heraus, vor offenen Fragen und Möglichkeiten. Es mag sein, dass ich an einem Punkt angelangt bin, von dem aus es schwer ist, nochmals einen Schritt weiter voranzukommen. Einladungen zu Beiträgen zu philosophischen

Kolloquien – zuletzt zu Albert Camus, nun vielleicht zu einem weiteren, das sind da immer wieder persönlich aufmunternde Impulse von außen. Zu einem Camus-Essay gab es 2023 ein anregendes Feedback seitens des Veranstalters – und es hat einen Sammelband zu der Veranstaltungsreihe geben. 2025 habe ich meine Versuche, das Denken dieses großen philosophischen Literaten, literarischen Philosophen und stets politisch engagierten Intellektuellen pointiert zu bündeln, auf einer Veranstaltung der Deutschen-Albert-Camus-Gesellschaft in „verdichteter“ Form präsentieren können. Solche Gelegenheiten sind für gewöhnlich Impulse für weitere Arbeiten. Gelegentlich schleicht sich aber auch der Gedanke an mich heran, dass mir die Themen ausgehen könnten – oder die Kraft und das Motiv, mich intensiver mit ihnen auseinanderzusetzen. Sehe ich mich also der Urangst vieler Schreibender gegenüber, dass ihnen ihre Produktivität verloren gehen könnte?

Ich denke nein. Es könnte gut sein, dass ich auch zukünftig neue Inspirationen durch den LRDR bekomme. Vielleicht ergeben sie sich aber auch ganz unerwartet von anderer Seite her. Auch stelle ich mir immer noch die Frage, wie ich selbst da noch einmal gezielt suchen könnte. Jedenfalls habe ich mich innerlich darauf eingestellt, dass ein nächstes Produkt, wie auch immer es aussehen wird, nunmehr mehr und viel Zeit erfordern dürfe. Zugleich dürfte ein gewisser Bruch im Hinblick auf den Umgang mit meiner Homepage eintreten. Selbst dann, wenn ich, wider Erwarten in absehbarer Zukunft doch noch eine Erfolgsmeldung in Bezug auf eine Buchveröffentlichung hätte, und das vielleicht sogar noch mit dem einen oder anderen neuen Essays verknüpfen könnte, die Abstände zwischen den Aktualisierungen meiner Homepage werden schwerlich wieder schrumpfen. Eher werden sie deutlich wachsen.

Ich werde nicht damit aufhören, schreibend über mich in meiner Welt nachzudenken. Ich habe das in den vergangenen Jahrzehnten viel zu sehr für mich kultiviert. Ich weiß aber nicht, ob dabei viel mehr herauskommen wird, als kleine Essays wie dieser. Ich habe derzeit keinerlei Inspiration, wie ich anschließend an meine zentralen Themen einen nächsten Schritt gestalten könnte. Ich weiß zugleich sehr sicher, dass ich nun deutlich mehr Zeit auf die private Seite meines Lebens verwenden will. Ich habe damit auch schon begonnen. Zwar weiß ich recht gut, dass die Lage da einigermaßen festgefahren, zu viel in

Routinen erstarrt ist. Vielleicht aber fliegt mir demnächst auch auf diesem immer wieder herausfordernden Feld der eine oder andere neue und inspirierende Gedanke zu. Dass ich inzwischen vermehrt darüber nachdenke, kann nur hilfreich sein. Ich grübele also. Ich versuche endlich auch private Herausforderungen nicht vornehmlich bei Seite zu schieben, vielleicht sogar zu verdrängen, jedenfalls aber Probleme auf diesem Feld durch meine wissenschaftliche, philosophische oder literarische Arbeit zu kompensieren. Beides in ein ausgeglichenes, uns allen wohltuendes Verhältnis zu bringen, ist eine große Herausforderung. Ende 2024 habe ich sie für mich lyrisch unter der Überschrift *Leidenschaft und Wünsche* ‚verdichtet‘.

*Das ist Leidenschaft: Streben im Gewoge / der eigenen Zeit nach
Wirksamkeit / und das sind Wünsche: statt stiller Dialoge/
nur mit mir ein wenig Zweisamkeit // Ich brauchte mehr als fünf Jahrzehnte / zu lernen
schreibend ganz bei mir zu sein / und doch nicht einsam aber stetig tätig
/ In meiner Zeit und nie in ihr allein // Zwei, drei großen Ziele festzuhalten
/ mit denen ich einmal begonnen habe / die ich wie andere vor mir nie
erreichen werde / die Lust und Last sind die ich trage // Die bleiben
wichtig, werd' davon nie lassen / halte mich daran fest und bin gewiss//
etwas Zweisamkeit neu zu beleben / machte es leichter, gäb dem Leben
neuen Biss//*

Warum soll es mir nicht gelingen. den einen oder anderen Gesprächsfaden mit meinen Söhnen neu zu knüpfen. Vielleicht erweisen sich auch neue, tastende Versuche als so erfolgreich, dass sie die Beziehung zu meiner Lebenspartnerin verlebendigen. *Liebe ist ein Ereignis, aus dem eine Geschichte werden kann*, hat Hannah Arendt in ihrem Denktagebuch geschrieben. Die Ehe, als gesellschaftliche Institution, zerreiße dieses Ereignis, so wie *alle Institutionen die Ereignisse aufzehren, auf denen sie gegründet waren*. Sie halten der Zeit stand, solange die Ereignisse nicht völlig aufgezehrt sind. Auf Gesetzen gegründet könnten Institutionen sogar länger dauern – und *keine Freundschaft könne ertragen was eine Ehe zumute*. Seit ihrer Institutionalisierung sei so die *Liebe ganz und gar heimat- und schutzlos geworden*. Dies aber muss nicht heißen, dass unter der Asche nicht noch Glut zu finden ist. Wir können unsere politischen Institutionen neu mit Leben füllen. Auch im Falle des Zusammenlebens - gesellschaftlich als Ehe bei uns ganz ohne Zweifel von Gewichtsverlust bedroht – kann

Leben neu aufblühen, unter der institutionellen Hülle, oder, in anderer Gestalt, auch ohne sie.

Ausgewählte verwendete Literatur:

- Arendt, H. ((1998): Vom Leben des Geistes. Das Denken. Das Wollen, München
- (2002). Denktagebuch , Herausgegeben von U. LUdz und I. Nordmann, München
Zürich
- Blom, P. (2010): (2023): Aufklärung in Zeiten der Verdunkelung, Wien
- Bourdieu, P (1997). Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft, Konstanz
- Enzensberger, H. M. (2002): Die Elixiere der Wissenschaft. Seitenblicke in Poesie und Prosa, Frankfurt am Main
- Gabriel, M. 2013): Warum es die Welt nicht gibt, Berlin
- Martens, H (2024): Unser Fußball. Spiegel der Welt, unser Spiel, Dortmund
- (2025a): Zeitenwenden und der Furor vermeintlich grenzenloser Macht - Sechs politische Essays und ein literarischer zu drängenden Fragen unserer Zeit, www.drhelmutmartens.de
- (2025b): In der Revolte gegen das Elend der Welt ihren Glanz genießen - wissenschaftliche, philosophische und künstlerische Zugänge zu unserer sozialen Wirklichkeit zusammen denken www.drhelmutmartens.de
- Pausch, M. (2017): Demokratie als Revolte. Zwischen Alltagsdiktatur und Globalisierung, Baden-Baden
- Schumacher, J. (1978):Die Angst vor dem Chaos. Über die falsche Apokalypse des Bürgertums, Frankfurt am Main
- (1981):Leonardo da Vinci. Maler und Forscher in anarchischer Gesellschaft, Berlin
- Wallerstein, I. ((2010): Krise des kapitalistischen Systems – und was jetzt? In: Wallerstein, I.; Müller, H. (2010): Systemkrise: Und was jetzt? Utopistische Analysen, Supplement der Zeitschrift Sozialismus, 4/2010, S. 1-16
- Wolf, C. (1989):Die Dimension des Autors - Aufsätze, Essays, Gespräche, Reden, Berlin und Weimar